

Denis CLARINVAL

DER ÖFFENTLICHE RAUM



Es scheint, dass eine der entscheidendsten Transformationen des gegenwärtigen Lebens in der allmählichen Verlagerung der Funktionen liegt, die einst vom häuslichen Raum getragen wurden. Der öffentliche Raum ist nicht mehr nur der Ort der Arbeit, der Schule, des Transports, der Verwaltung, kurz: der Norm, des Zwangs, der Aussetzung gegenüber Regeln und Hierarchien. Er ist auch zum Ort einer organisierten Kompensation geworden. Neben dem öffentlichen Raum der Beherrschung entfaltet sich nun ein anderer Raum, ebenfalls öffentlich, doch als befreiend dargestellt: Restaurants, Cafés, Fitnessstudios, Feste, Freizeitkreise, verschiedenste Veranstaltungen – lauter Zonen, in denen das Individuum glaubt, den Druck hinter sich zu lassen, um in eine leichtere, freiere, zentralere Sphäre einzutreten. Dort erlebt es sich nicht mehr als derjenige, der dient, sondern als derjenige, dem gedient wird. Es denkt sich nicht mehr als Ausführender eines Befehls, sondern als vorübergehender Bewohner des Zentrums. Der Unterschied zwischen der ganzen Woche unter der Ordnung eines Vorgesetzten zu stehen und sich im Restaurant bedienen zu lassen, ist hier entscheidend: Der Wechsel der Haltung ist weniger materiell als symbolisch, aber gerade deshalb von großer Wirkung.

Doch dieser Eindruck von Freiheit verdeckt die Wirklichkeit der Anordnung nur unzureichend. Denn auch diese Entlastungszonen sind normierte Räume. Sie sind nicht bloß Orte des Konsums, sondern Orte der Regulierung. Sie absorbieren Spannungen, lenken Verhaltensweisen, verteilen Rollen, geben jedem die Illusion einer wiedergewonnenen Zentralität, während sie diese zugleich in einem sorgfältig geregelten Rahmen halten. Das Wochenende zeigt diese Metamorphose mit besonderer Deutlichkeit: Diejenigen, die fünf Tage lang gehalten, überwacht, befohlen, bewertet und eingeschränkt wurden, versuchen dann, für einige Stunden eine kompensatorische Souveränität zu erfahren. Doch diese Königlichkeitsinszenierung entfaltet sich in einem Raum, der bereits codiert, bereits vorgesehen, bereits verwaltet ist. Nichts entzieht sich dort wirklich der Kontrolle, nicht einmal das, was den Anschein von Spontaneität annimmt.

In dieser Verschiebung verliert das Zuhause allmählich seine frühere Funktion als Puffer. Lange Zeit war es der Ort, an dem die Stöße von außen sich ablagerten, sich auflösten, sich verwandelten. Es war der Ort des Rückzugs, der Ruhe, des langsamen Sprechens, der nicht reglementierten Geselligkeit, der Intimität, in der das Sein aufhören konnte, eine Rolle zu spielen. Doch das ist nicht mehr ganz der Fall. Zwischen den normativen Zwängen des Außen und den spezialisierten Räumen der Kompensation, die die Entspannung aufnehmen, tendiert das Haus dazu, eher ein Ort des Aufladens als eine Welt zu werden. Man kehrt weniger zurück, um zu wohnen, als um sich zu regenerieren. Man schläft dort, man isst dort schnell, man lässt die Müdigkeit dort abfallen, doch man lebt dort immer weniger in der ganzen Tiefe dessen, was leben heißt. Die mit Covid verbundene Isolation hat diese Veränderung brutal sichtbar gemacht: Als die äußeren Ventile plötzlich wegfielen, verlagerte sich der Druck massiv auf den häuslichen Raum, der nicht mehr darauf ausgelegt war, ihn aufzunehmen. Daher rührt zum Teil auch der Anstieg innerfamiliärer Gewalt. Das Zuhause war nicht mehr in der Lage, das zu puffern, was es früher noch auffangen konnte.

Die Architektur selbst macht diese Umgestaltung lesbar. Die Küchen werden größer, offener, zentraler, obwohl dort immer weniger gekocht wird. Sie verwandeln sich in Orte der Geselligkeit, in Bühnen der Gemeinsamkeit, in symbolische Zentren eines Hauses, dessen tatsächliche Praktiken sich verlagert haben. Umgekehrt schrumpfen die Schlafzimmer, rücken unter die Dachschrägen, reduzieren sich auf das Wesentliche: gerade genug, um zu schlafen. Der Ort des persönlichen Rückzugs wird komprimiert, während sich der sichtbare, repräsentative, relationale Raum ausdehnt. Alles geschieht, als würde das moderne Wohnen stillschweigend sagen, dass das Leben anderswo stattfindet, dass das Haus nicht mehr der volle Ort der Existenz ist, sondern ihr intermittierender Rückzugsort.

Diese Transformation betrifft auch die engsten Beziehungen, insbesondere die Paarbeziehungen. Die Entlastungsräume trennen die Körper und die Zeiten. Jeder hat seine Aktivität, seinen Kreis, seinen Terminkalender, seinen Moment der äußeren Entspannung. Sie hat ihren Gymnastikkurs, er sein Spiel unter Freunden; sie ihren Ausgang, er seine Ausflucht; und die Woche organisiert sich eher als Koexistenz paralleler Bahnen denn als gemeinsames Erleben geteilter Zeit. Es geht nicht darum, daraus eine absolute Allgemeinheit zu machen, wohl aber darum, darin eine wachsende Tendenz zu erkennen. Selbst die Ferien, einst Inbegriff gemeinsam verbrachter Zeit, neigen mitunter dazu, getrennt erlebt zu werden. Nicht aus offenem Konflikt heraus, sondern weil die allgemeine Logik des sozialen Lebens jeden dazu drängt, eigene Fluchtlinien zu entwickeln. Der gemeinsame Raum ist nicht mehr gegeben, er muss dem allgemeinen Zerfall der Zeiten abgerungen werden.

Daraus ergibt sich eine Form von Zweisamkeit in Einsamkeit, oft sehr subtil, fast unmerklich und gerade deshalb umso wirkmächtiger. Sie nimmt nicht immer die dramatische Gestalt von Bruch oder feindseligem Schweigen an. Sie kann sich in einer ruhigen, geregelten, funktionalen Koexistenz vollziehen, ohne Aufsehen, ohne Skandal. Sie zeigt sich manchmal einfach in der beständigen Anwesenheit eines Dritten: der Fernseher, der noch läuft, wenn der Schlaf kommt, der äußere Strom, der weiter spricht, während die Menschen aufhören, miteinander zu sprechen. Sie zeigt sich auch in feineren, stilleren, scheinbar harmlosen Vorrichtungen. Der hintergrundbeleuchtete E-Reader liefert ein bemerkenswertes Beispiel. Früher setzte das Lesen im Bett ein gemeinsames Licht voraus, also eine Abstimmung, eine Sichtbarkeit, eine Einschreibung der Geste in den geteilten Raum. Heute kann jeder im Dunkeln lesen, ohne den anderen zu stören. Der technische Komfort nimmt zu, doch zugleich vervollkommnet sich die intime Autonomie. Zwei Präsenzen können nebeneinander bestehen und sich doch getrennt in ihre eigenen Welten vertiefen. Das ist nicht notwendigerweise eine Katastrophe. Es ist nicht einmal immer ein bewusstes Leiden. Es ist ein Gleiten. Doch dieses Gleiten ist aufschlussreich.

Daraus ergibt sich eine allgemeinere Frage: Was bleibt in einer hyper-sozialisierten Gesellschaft von der Intimität? Denn die zeitgenössische Hyper-Sozialisierung erzeugt nicht notwendig mehr relationale Tiefe. Sie vervielfacht die Kontakte, die Gelegenheiten des Zusammenseins, die Begegnungsräume, die geteilten Aktivitäten, doch sie bringt oft eine Oberflächen-Geselligkeit hervor. Viel Zirkulation, wenig Dauer; viele Interaktionen, wenig

Dichte; viel Präsenz, wenig Sammlung. Es handelt sich nicht um ein Defizit an Sozialität, sondern um eine Veränderung ihrer Qualität. Die Gesellschaft bietet überall Anlässe zur Verbindung, doch diese Verbindungen sind oft kurz, codiert, partiell, kompensatorisch. Sie entspannen, zerstreuen, regulieren, nähren jedoch kaum die Tiefenschichten der Existenz. So gerät das Individuum in ein Paradox: von Beziehungen umgeben, kann ihm dennoch ein Ort fehlen, an dem es wirklich gegenwärtig sein kann – bei sich, beim anderen, in der Welt.

Dieses Phänomen betrifft auch die Jüngsten. Wo der öffentliche Raum der Zirkulation auf die Schattenökonomie trifft, werden Durchgangsorte zu Zonen gefährlicher Initiation. Kleine Bahnhöfe, Schulumfelder, Dorfplätze, lokale Feste – all das, was einst zur gewöhnlichen Geselligkeit gehörte, lädt sich mit neuen Risiken auf. Der Cannabiskonsum unter Jugendlichen beunruhigt nicht nur durch seine quantitative Ausdehnung, sondern durch die Rolle, die er als Einstiegsprodukt in Kreisläufe spielt, in denen bereits andere Substanzen zirkulieren – rentabler für die Händler, zerstörerischer für die Leben. Die Sorge richtet sich nicht auf einen isolierten individuellen Gebrauch, sondern auf eine Verbreitung, eine Banalisierung, ein Klima. Auch die Gewalt tritt nicht nur als Einzelfall hervor, sondern als Symptom einer Gesellschaft, in der Spannungen keine anderen Ausgänge mehr finden als brutale Entladungsmechanismen. Auch hier verändert sich der öffentliche Raum: vom Ort der Begegnung wird er stellenweise zum Ort der Exposition.

Daher die Notwendigkeit, die Grenze zwischen privat und öffentlich neu zu denken. Sie ist nicht einfach im Verschwinden begriffen; sie wird neu konfiguriert. Der klassische öffentliche Raum – der des rationalen Diskurses – scheint sich zugunsten eines generalisierten sozialen Raums abzuschwächen, in dem bald Zwänge, bald Kompensationen dominieren. Das Private seinerseits reduziert sich allzu oft auf biologische Wiederherstellung oder auf einsame mediale Konsumtion. Zwischen beiden fehlt etwas: ein Ort, an dem man sein kann, ohne zu dienen oder bedient zu werden, ohne sich zu unterwerfen oder zu kompensieren, ohne zu performen oder sich im Fluss aufzulösen. Vielleicht lässt sich hier die Notwendigkeit eines Heiligtums vernehmen – nicht als mythischer Zufluchtsort außerhalb der Welt, sondern als winziger, realer Ort, an dem Präsenz wieder möglich wird, an dem die Stille nicht leer ist, an dem die Morgendämmerung bewohnt werden kann, statt bloß angekündigt zu werden.

Was hier auf dem Spiel steht, ist also nicht nur eine Veränderung sozialer Gewohnheiten, sondern eine Transformation des Verhältnisses zur Existenz selbst. Eine Gesellschaft, die die Räume der Geselligkeit vervielfacht, kann die Räume der Beziehung verarmen lassen. Eine Gesellschaft, die Entspannung überall verfügbar macht, kann die Fähigkeit untergraben, irgendwo Sammlung zu finden. Eine Gesellschaft, die Freiheit durch Konsum und Freizeit verspricht, kann an die Stelle wirklicher Behausung eine Abfolge von Dispositiven setzen. Und dann zeigt sich das tiefste Paradox: Die moderne Gesellschaft erfindet Technologien, die es ermöglichen, zusammen zu leben ... und dabei allein zu bleiben.

DER ÖFFENTLICHE RAUM UND SEINE ZWÄNGE

Der Tag beginnt, noch ehe der Blick erwacht,
Im Takt der Züge, der Bildschirme und der schlagenden Türen,
Im Ruf der Fahrpläne, der Ausweise und der bleichen Korridore,
Im jähen Aufbruch einer Welt, die ohne uns schon begonnen hat.
Man tritt nicht in den Morgen wie in einen Obstgarten ein,
Man ist ihm voraus schon zugewiesen, erwartet, gezählt, verteilt,
Durch Ampeln, Verkehr, Hefte, Büros und Anweisungen,
Durch alles, was dem Sein vorausgeht und es zum Gehorsam ruft,
Als wüsste der Tag besser als wir selbst, was zu tun ist,
Und rufe weniger ins Erscheinen als in die Funktion.

Der Körper selbst lernt früh diese stille Unterwerfung.
Er erhebt sich nicht nach seinem Atem oder seiner eigenen Langsamkeit,
Sondern nach der scharfen Stunde, die das Erlaubte vom Fehltritt trennt.
Der Kaffee ist nicht mehr jene Zeit, in der das Haus noch atmet,
Er wird zum nervösen Zusatz einer erzwungenen Bewegung.
Die Straße ist nicht mehr ein Raum, in den man offen hinausgeht,
Sondern der erste Korridor einer Ordnung, die uns schon ergreift.
Jeder Schritt passt sich der Geschwindigkeit aller anderen an,
Und der Mensch verlässt, kaum über die Schwelle, die Unbestimmtheit seiner Gegenwart,
Um den trockenen Rhythmus gemeinsamer Zirkulationen anzulegen.

Der Zug, der Bus, das Auto und die Umsteigehallen
Führen nicht nur von einem Punkt zu einem anderen.
Sie lehren dem Körper die moderne Kunst, sich zu fügen,
Sich zu halten, zu warten, voranzugehen, ohne zu viel zu sehen,
Den Weg freizugeben oder ihn im rechten Augenblick zu nehmen,
Teil des Stroms zu sein, ohne ihn je verlangsamen zu können.
Man spricht dort wenig, oder nur mit gedämpfter Stimme,
Als würde der Raum selbst das Maß der Sätze bestimmen,
Und die Stille wäre kein Sammeln, sondern Disziplin,
Eine Weise für die Lebenden, die Maschine nicht zu stören.

Die Schule setzt dieses Werk mit kühlerer Präzision fort.
Man tritt in das Wissen ein, wie man in ein Dispositiv eintritt.
Glocken, Gitter, Listen, Korridore und Klassen
Zerschneiden den Vormittag in Sequenzen, die niemand erfindet.
Der junge Körper, noch schwebend zwischen Träumen und Unruhe,
Muss sich setzen, schweigen, antworten, Rechenschaft ablegen und leisten.

Das Wissen selbst erscheint zunächst als Forderung,
Als das, was empfangen, wiedergegeben, bestätigt werden muss,
Und sehr früh lernt der Geist, dass Denken nicht nur Sehen ist,
Sondern sich in Formen zu halten, die er nicht gewählt hat.

Die Arbeit erweitert später nur dieses gleiche Reich.
Sie verändert die Räume, die Löhne, die Titel und die Gewänder,
Doch sie führt den Menschen derselben nackten Wahrheit zu:
Man muss Zeit geben, Kraft, Takt, Gesicht,
Sich Erwartungen beugen, die stets von anderswo kommen,
Auf Ziele antworten, die niemand im Herzen trägt,
Effizient, verfügbar, kompetent, gefügig oder flexibel sein,
Und die geheime Dichte einer singulären Existenz
In messbare, bewertbare, möglichst rentable Gesten verwandeln,
Als müsste die Seele in die Spalten der Berechnung eintreten.

So erdrückt der moderne öffentliche Raum nicht durch Gewalt.
Er schreit nicht unablässig, schwingt nicht die sichtbare Peitsche.
Er wirkt sicherer durch Sättigung der Präsenz,
Durch die Vervielfachung kleiner, aber stetiger Anforderungen,
Durch alles, was anruft, verlangt, organisiert und neu anstößt,
Durch die ständige Unterbrechung von Rückzug und Langsamkeit.
Man wird nicht mehr gewaltsam beherrscht wie ein früherer Knecht;
Man wird subtiler von tausend verbundenen Strukturen in Anspruch genommen,
Und diese sanfte, prozedurale und diffuse Herrschaft
Dringt tiefer ein, weil sie die alltäglichen Gesten annimmt.

Daher rührt diese Müdigkeit, die man zunächst kaum versteht,
Diese Ermattung, die nicht die eines einzelnen Aufwands ist,
Sondern die Abnutzung einer unaufhörlichen Spannung,
Der Verpflichtung, ständig eine soziale Form zu halten.
Der Abend findet den Menschen nicht leer nach einem großen Kampf,
Sondern zerstreut durch eine Vielzahl von Mikro-Verpflichtungen.
Es sind nicht die Ketten von gestern, sichtbar und benennbar,
Die wie Regen auf das Blech der Bahnhöfe drücken,
Sondern ein so dichtes Netz verinnerlichter Normen,
Dass jeder am Ende seine eigene Überwachung trägt.

Dann versteht man, warum die Entlastung sich aufdrängt
Als nahezu vitale Notwendigkeit in diesen Existenzen.
Wenn man zu lange gedient, geantwortet, gerannt, sich gebeugt hat,
Entsteht im Innersten ein Verlangen – nicht nach Wahrheit,
Sondern nach Rückgewinnung der Mitte, nach Kompensation, nach Wiederaufnahme des

Platzes.

Man will nicht mehr der sein, den man befiehlt oder bewertet;
Man will, für einige Stunden, der werden, den man erwartet,
Der empfangen, bedient, nach seinem Begehren gerufen wird,
Als könnte das Leben endlich um ihn kreisen
Und ihm ein Zentrum zurückgeben, das es ihm genommen hatte.

Deshalb gebiert die gespannte Woche so rasch das Wochenende
Als ein armes Reich, den erschöpften Untertanen dargeboten.
Wer fünf Tage unter den Stunden der Welt sich beugen musste,
Sucht sich in den Lichtern des Samstagabends aufzurichten.
Er will nicht mehr dienen; er will empfangen, erkannt, getragen werden.
Das Restaurant, die Bar, der Saal, die Terrasse oder das Fest
Bieten ihm die sinnliche Erscheinung einer Umkehrung.
Nicht mehr er wartet, sondern der Kellner tritt heran;
Nicht mehr er passt sich an, sondern der Tisch wird für ihn bereitet;
Und die Seele kostet für einen Augenblick den trügerischen Honig ihrer Zentralität.

Darin liegt etwas zutiefst Modernes:

Das Subjekt verlangt nicht mehr so sehr nach Freiheit als nach Kompensation.
Es sucht nicht zuerst, das gesamte Dispositiv zu verlassen,
Sondern ein anderes, schmeichelnderes Dispositiv zu durchqueren.
Auf den Raum des Gehorsams folgt der Raum des Konsums,
Auf die Ordnung, die es reduziert, folgt die Ordnung, die es streichelt,
Und der Übergang von dem einen zum anderen genügt oft,
Um den Eindruck eines beinahe ontologischen Zustandswechsels zu geben.
Doch die Struktur bleibt – sanfter, verführerischer –,
Und die Kontrolle wirkt umso besser, als sie die Form des Wohlbefindens annimmt.

Das Bemerkenswerteste ist, dass diese Bewegung nicht nur gewollt ist.
Sie wird von der Gesellschaft selbst vorbereitet, erwartet, organisiert.
Man entspannt sich nicht mehr wie früher im Rückzug des Hauses,
Im bescheidenen Garten, im Stuhl, im Brot, im langsamen Gespräch.
Man begibt sich in öffentliche Zonen, die genau dafür gemacht sind,
Räume der Entspannung, geplant, verkauft, codiert, normiert,
In denen man glaubt, sich wiederzufinden, während man weitergeführt wird.
Die Entspannung wird zur Funktion, die Freizeit zu einem Sektor,
Die Freude selbst zu einem eingeplanten Moment der allgemeinen Ökonomie,
Und das Subjekt setzt, im Glauben sich zu sammeln, seine Zirkulation fort.

Man muss dann die Freitagsmengen in den Innenstädten sehen,
Die Gesichter, die sich aufrichten, die Brustkörbe, die sich weiten,
Die Stimmen, die sich um einen halben Ton heben im Alkohol oder im Licht,

Als suchten alle in einer einzigen Bewegung ihre Knechtschaft zu verlassen.

Man erkennt selbst in den Körpern diese vorübergehende Verwandlung:

Die Schultern wollen breiter sein, der Blick souveräner,

Das Lachen sicherer, die Ausgabe freier, sichtbarer.

Doch dieses Reich von wenigen Stunden bleibt ein verwaltetes Reich.

Die Beleuchtung, die Menüs, die Musik, die Warteschlangen und die Preise

Umgrenzen genau den Raum dieser vorübergehenden Königlichkeit.

So kehrt das Unbehagen oft gerade im Fest selbst wieder.

Denn der Mensch spürt dunkel, dass das Zentrum, das man ihm anbietet,

Nicht das seine ist, sondern das eines Dispositivs, das ihn in Szene setzt.

Er ist nicht zu sich selbst zurückgekehrt; er ist anderswohin verschoben.

Daher diese seltsame Gier, immer weiter auszudehnen

Die Stunden des Ausgehens, der Animation, des Lärms, des Flusses und der Bildschirme.

Als ahnte man, dass man beim Verlassen dieser künstlichen Reiche

In die einfache Nacht einer nackten Müdigkeit zurückfallen müsste,

Zurückkehren müsste zum Haus, zur Stille, zu dem Wenigen, das man wirklich ist,

Und erkennen würde, wie kurz und kompensatorisch diese Rückgewinnung war.

Der normative öffentliche Raum erzeugt so sein eigenes Gegenstück.

Je mehr er drängt, desto mehr ruft er nach spezialisierten Ventilen;

Je mehr er zerstreut, desto mehr verkauft er Formen der Zentrierung;

Je mehr er entleert, desto mehr bietet er Erfahrungen von Fülle an.

Und der moderne Mensch geht von einem zum anderen über, ohne zu bemerken,

Dass er überall in geregelten, erwarteten, markierten Zonen verbleibt.

Er glaubt, die Herrschaft zu verlassen, um in die Freiheit einzutreten,

Während er oft nur die Form der Einfassung wechselt.

Was sich verändert, ist nicht die Struktur, sondern die Haltung:

Man geht von der Rolle des Dienenden zu der des Bedienten über.

Doch dieser Umschlag genügt nicht, dem Subjekt wieder eine Behausung zu geben.

Er beruhigt es, besänftigt es, treibt es neu an, tröstet es zuweilen,

Doch er gibt ihm die unterwegs verlorene Tiefe nicht zurück.

Das Zentrum, das es wiederfindet, ist zu öffentlich, um intim zu sein,

Zu sehr dargeboten, um sein eigenes zu sein, zu sehr codiert, um bewohnbar zu sein.

Man erholt sich dort, man zerstreut sich anders, man stellt sich dort aus,

Doch man findet dort kaum jenen inneren Ort wieder, an dem das Sein sich sammelt.

Deshalb bleibt trotz gedeckter Tische und der Lichter des Abends

Eine dumpfere Müdigkeit im Grund der modernen Wochenenden bestehen:

Der verworrene Eindruck, sich gedreht zu haben, ohne je wirklich heimzukehren.

So ließe sich der erste Zug unserer Welt vielleicht so sagen:

Der öffentliche Raum sättigt die Lebenden mit Normen und Zwängen,

Um ihnen dann, in anderen öffentlichen Räumen, ihre geregelte Kompensation zu bieten.
Er nimmt ihnen das Zentrum und verkauft ihnen die Illusion, es zurückzugewinnen.
Er beugt sie und erlaubt ihnen, sich zu festgesetzten Stunden wieder aufzurichten.
Er nutzt sie unter der Woche ab und inszeniert ihnen ein Reich.
Doch unter diesen Wechseln von Dienst und Befriedigung
Setzt sich dasselbe Regime der Besetzung der Existenzen fort.
Und vielleicht besteht die erste Aufgabe des Denkens heute darin,
Diese Kontrolle selbst in ihren lebenswürdigen Formen zu erkennen.

DIE SELBSTZUFRIEDENHEIT IN DEN NEUEN RÄUMEN DER GESELLIGKEIT

Nach den Tagen, gebeugt unter der Regel und mit gehaltenem Gesicht,
Kommt die Stunde, in der das Individuum versucht, sich wieder zu ergreifen,
Nicht im engen Zimmer, in das der Schlaf es zurückführt,
Nicht im Zuhause, reduziert auf seine Funktion als kurzer Zufluchtsort,
Sondern in jenen offenen Orten, in denen die Präsenz inszeniert wird:
Terrassen, Säle, Bars, Restaurants, Sportstätten oder Feste,
So viele Umfriedungen, in denen sich die Müdigkeit des Dienenden umkehrt
Und in denen das Subjekt glaubt, für einige zurückgewonnene Stunden
Die gezwungene Peripherie der Arbeitstage zu verlassen
Und in das Zentrum seines eigenen Erscheinens zurückzukehren.

Es tritt dann mit einer anderen Haltung in diese Räume ein.
Der Körper richtet sich etwas auf, der Gang wird sichtbarer,
Das Kleid ist nicht mehr nur das Gewand der Funktion,
Sondern eine Weise zu erscheinen, sich dem Blick anzubieten.
Man kommt nicht mehr, um auf Anweisungen zu antworten,
Sondern um einen Ort einzunehmen, dessen Licht zu sagen scheint:
Du kannst jetzt verweilen, wählen, Platz nehmen, wollen.
Und diese einfache Möglichkeit, ohne Härte dargeboten,
Genügt oft schon, um im Innersten der Seele
Das erste Gefühl eines zu sich selbst zurückgekehrten Selbst hervorzubringen.

Doch diese Rückkehr ist eigentümlich und fast schon doppeldeutig.
Denn dieses Selbst, das sich wiedergefunden glaubt, findet sich nicht wieder
In der nackten Erfahrung der Stille oder der inneren Gegenüberstellung,
Sondern in Rahmen, die dafür bereit sind, sein Bedürfnis aufzunehmen.
Der Tisch ist gedeckt, die Musik bereits abgestimmt,
Das Licht ordnet die Körper in seiner Architektur,
Das Menü antizipiert die Wünsche, bevor sie sich formulieren,
Das Dekor beruhigt oder steigert je nach erwarteter Rolle,
Und das Individuum, im Glauben, sich frei zu wählen,
Tritt in eine Form ein, die bereits bereitsteht, es zu enthalten.

Es liegt jedoch ein wirklicher Rausch in diesem Übergang.
Wer die ganze Woche gezählt, gemessen, verteilt wurde,
Erfährt hier die Sanftheit einer unmittelbaren Anerkennung.
Man bringt ihm etwas, man bietet ihm an, man hört ihm zu, man empfängt ihn.
Er ist nicht länger das austauschbare Teil eines anonymen Getriebes,

Sondern ein Gesicht, dem sich ein Raum scheinbar anpasst.
Der Kellner tritt heran, der Barman neigt sich leicht,
Der Freundeskreis öffnet sich, der Stuhl rückt, der Platz wartet;
Und diese kleine Liturgie des berücksichtigten Subjekts
Gibt dem sozialisierten Ich den Geschmack seiner eigenen Zentralität zurück.

Doch dieses Zentrum ist niemals so dicht wie eine Innerlichkeit.
Es ist beweglich, leicht, unter anderen Zentren verteilt,
Jedem reihum angeboten in der allgemeinen Ökonomie.
Alle hier wollen zugleich gesehen werden und sich selbst sehen
Im lebendigen Spiegel der nahen anderen Präsenzen.
Die Selbstzufriedenheit nimmt hier eine neue Form an:
Man sammelt sich nicht, man fühlt sich mehr existierend,
Weil ein gemeinsamer Rahmen, gesättigt von Zeichen und Gesichtern,
Jedem das Bild eines vorübergehend bestätigten Selbst zurückgibt,
Durch seine Fähigkeit, sichtbar den Raum einzunehmen.

Deshalb gefallen diese neuen Orte der Geselligkeit so sehr.
Sie geben dem modernen Subjekt, was die Arbeit ihm verweigert:
Das Gefühl, nicht nützlich zu sein, sondern sich selbst gegenwärtig;
Nicht einer Ordnung zu dienen, sondern das eigene Bild zu bewohnen;
Nicht zu einer Aufgabe herangezogen zu werden, sondern als Begehren erwartet zu sein.
Die Zufriedenheit entsteht dort weniger aus wiedergewonnener Tiefe
Als aus einer gelungenen Abstimmung zwischen Rahmen und Selbst.
Man gefällt sich dort, weil man für einen Moment
Mit einer akzeptablen, sichtbaren, gratifizierenden Figur zusammenfällt,
Die das Außen der Tage unablässig zerstreut hatte.

Hinzu kommt die Vielheit dieser Räume selbst.
Das moderne Subjekt hat keinen einzigen Ort der Rückgewinnung mehr,
Sondern mehrere aufeinanderfolgende Herde, in denen es sich verteilt:
Der Sport, das Glas, das Essen, das Fest, der dunkle Saal,
Das Konzert, der Club, das Ereignis, der Samstagabend,
So viele Bühnen, auf denen die Müdigkeit ihre Maske wechselt
Und man sich nach der jeweils angetroffenen Atmosphäre neu formt.
Das Ich sammelt sich dort nicht in einer wiedergefundenen Einheit;
Es setzt sich fragmentarisch in verschiedenen Stimmungen zusammen,
Als könnte die Zerstreuung selbst trösten.

Darin liegt vielleicht das subtilste Kennzeichen dieser Zeit:
Die Selbstzufriedenheit wird nicht mehr durch Verinnerlichung gewonnen,
Sondern durch einen geregelten Durchgang durch Oberflächenzentren.
Man steigt nicht mehr in sich hinab, um dort Halt zu finden;

Man zirkuliert von Ort zu Ort, um sich existierend zu fühlen.
Das moderne Ich ist weniger eine Tiefe als ein Effekt von Bewegung,
Weniger ein Kern als eine Resonanz zwischen mehreren Szenerien.
Es sucht sich in den Spiegelungen, die diese Räume ihm geben,
Als könnte kein Inneres ihm mehr genügen
Ohne die Hilfe eines Außen, das seine Form begünstigt.

Man darf dieses Phänomen jedoch nicht vorschnell verachten.
Denn viele sehr erschöpfte Leben finden dort eine reale Stütze.
Die Sportstätten, die Tische, die Terrassen und die Cafés
Sind nicht nur Trugbilder oder Fallen;
Sie bieten auch Rhythmen, Präsenzen, Gesichter,
Verabredungen, Gesten, gemeinsame Atemräume.
Sie verhindern bisweilen, dass die Seele in trockene Erschöpfung fällt,
Sie führen etwas Spiel in überfüllte Wochen zurück,
Und diese praktische, selbst oberflächliche Tröstung
Ist für unter Druck stehende Existenzen nicht zu vernachlässigen.

Gerade weil sie entlasten, verführen sie jedoch.
Ihre Wirksamkeit macht es umso schwieriger, ihre Grenzen zu erkennen.
Man hält für Freiheit, was nur eine Anpassung ist,
Für Rückkehr zu sich, was nur eine gut geregelte Kompensation ist,
Für tiefe Geselligkeit, was vor allem im Teilen besteht
Einer Atmosphäre, eines Rhythmus, eines Protokolls des Zusammenlebens.
Man spricht, lacht, stößt an, tauscht sich aus, versammelt sich,
Doch die entstehende Verbindung bleibt oft ohne große Dichte,
Wie ein warmer Film auf der Oberfläche der Existenzen,
Genug, um aufrecht zu bleiben, zu wenig, um zu bewohnen.

Denn diese Geselligkeit ist vielfältig, aber selten ernst.
Sie vervielfacht die Kontakte weit mehr, als dass sie die Bindungen vertieft.
Man trifft sich dort zu mehreren, mischt sich, kreuzt sich,
Wechselt mit wachsender Leichtigkeit von einem Kreis zum anderen,
Als würde der Erfolg des Zusammenlebens sich messen
An der Flüssigkeit der Austausche und nicht an ihrer Dichte.
Man weiß angenehm, gelöst, verfügbar, vorzeigbar zu sein,
Doch diese Präsenz selbst bleibt oft ohne Tiefe,
Auf den Augenblick und seine leichte Gratifikation gerichtet,
Weit mehr als auf die geduldige Dauer der Begegnung.

Deshalb herrscht dort die Oberfläche mit solcher Sanftheit.
Nicht als verächtliche, leere oder trügerische Oberfläche,
Sondern als funktionale, gepflegte, tröstende, glatte Fläche,

Auf der jeder endlich ein wenig aufhören kann, sich zu beugen.
Die Körper bewegen sich dort nach gut beherrschten Codes;
Das Lachen kommt zur rechten Zeit, die Gesten werden geschmeidiger,
Die Sprache wählt bevorzugt die begehbaren Zonen,
Und alles scheint darauf ausgerichtet, den Zusammenstoß der Tiefen zu vermeiden.
Nicht dass man sich dort notwendig selbst entflieht;
Sondern dass man dort lernt, zu leben, ohne sehr tief hinabzusteigen.

Man muss dann genauer hinsehen, worin diese Orte kontrolliert bleiben.
Sie kontrollieren nicht wie die Fabrik, die Schule oder der Schalter,
Durch expliziten Befehl, sichtbare Sanktion oder harte Hierarchie.
Sie kontrollieren, indem sie die Formen der Entspannung selbst anbieten:
Die Weisen des Zusammenseins, des Sprechens, des Sich-Haltens,
Die impliziten Codes des Vergnügens, die akzeptablen Haltungen,
Die Schwellen des Sichtbaren, die erlaubten Intensitäten,
Eine ganze sanfte Regierung der Gesten und der Wünsche,
Die den brutalen Zwang des Befehls überflüssig macht,
Weil das Subjekt selbst in die Inszenierung einwilligt.

Diese Normalisierung ist umso stärker, als sie gefällt.
Niemand fühlt sich dort beherrscht, weil man sich anerkannt fühlt.
Niemand glaubt sich überwacht, weil das Dekor ihn schmeichelt.
Und doch richtet alles die Form der Präsenz aus.
Der Körper soll frei genug sein, aber nicht außerhalb des gemeinsamen Tons,
Die Sprache lebendig genug, aber nicht zu schwer von Abgründen,
Das Vergnügen sichtbar genug, um die Leichtigkeit des Lebens zu zeigen,
Das Ich zentral genug, um den Ausgang zu rechtfertigen,
Ohne je so weit überzutreten, dass es die Maschine stört,
Die die Entspannung in ein sozial tragfähiges Produkt verwandelt.

So bildet sich allmählich eine neue Selbstzufriedenheit,
Weniger verwurzelt in der Erfahrung einer inneren Wahrheit
Als im Gefühl, im Fluss der anderen seinen Platz zu haben.
Das Selbst kostet sich dort als leichtes, aber bestätigtes Zentrum,
Als beweglicher Herd, der sich in seiner Erscheinung anerkannt weiß.
Es fragt sich nicht mehr mit derselben Schwere,
Wer es ist, welcher Ort es ruft, welche Nacht es bewohnt;
Es genügt ihm oft, für einen Augenblick zusammenzufallen
Mit einer sozial tragfähigen Form seiner selbst,
Und diese Übereinstimmung genügt, um seine Brüche zu beruhigen.

Doch diese Ruhe hat ihren Preis, und hier muss das Denken wach bleiben.
Denn je mehr das Ich sich mit diesen Oberflächen-Wiederaufnahmen begnügt,

Desto weniger erträgt es die nackte Langsamkeit des Seins vor sich selbst.
Es findet Gefallen an Rahmen, in denen man sich schnell existierend fühlt,
An Atmosphären, in denen man sich wiederfindet, ohne sich wirklich zu suchen,
An sozialen Spiegeln, in denen man sich ohne Umweg bestätigt sieht.
Und allmählich stellt sich eine stille Abhängigkeit ein
Von diesen Kompensationsorten, die an die Stelle eines Zentrums treten,
Als könnte das Individuum sich nicht mehr allein finden,
Ohne zuerst die Szenen zu durchqueren, die dafür vorgesehen sind.

Damit ist die Frage nicht mehr nur moralisch oder sozial.
Sie wird tiefer und betrifft die Form des Subjekts selbst.
Was wird aus einem Wesen, das sich nur noch außerhalb zentriert,
Das sich nur noch durch Dispositive der Präsenz wiederfindet,
Das sich im Zentrum seiner selbst nur noch an Orten erfährt,
Die ihm das beruhigende Bild seiner Zentralität darbieten?
Die Zufriedenheit, die es daraus gewinnt, ist ohne Zweifel real,
Doch dieses Reale bleibt selbst dünn und widerrufbar,
Abhängig von Dekoren, Zeiten, Flüssen und Ritualen,
Die ihm für eine Weile ein Zentrum zurückgeben, das sie ihm entleihen.

So ließe sich der zweite Zug unserer Welt vielleicht so sagen:
Nach der sättigenden Zwangsstruktur des normativen öffentlichen Raums
Findet das Subjekt in den neuen Räumen der Geselligkeit
Das Gefühl eines wiederaufgenommenen, neu gesetzten, zentrierten, getrösteten Selbst.
Doch dieses wiedergefundene Selbst ist es nur an der Oberfläche und unter Kontrolle.
Es vervielfältigt sich in Stimmungen mehr, als dass es sich vertieft,
Es begnügt sich mit Resonanzen mehr als mit voller Präsenz,
Es glaubt frei zu sein, wo man seine Freiheit vorbereitet hat.
Und die Aufgabe wird dann, unter diesem Wohlbefinden selbst zu erkennen,
Was es tatsächlich beruhigt – und was es in der Schwebe lässt.

DIE ZWEISAME EINSAMKEIT

Wenn die Tage den einen durch die Arbeit ergriffen haben, den anderen anderswo,
Wenn die Stunden sich in getrennte Aufgaben aufgelöst haben,
In Wege, Termine, Lasten und Entlastungen,
Dann zerfällt das Paar nicht zuerst im sichtbaren Lärm,
Es trennt sich feiner im Gebrauch der Zeit selbst.
Nicht zuerst Streit oder Bruch treten ein,
Sondern die langsame Erosion des Gemeinsamen durch tausend Fragmente,
Als würden zwei Leben, einst aufeinander gespannt,
Nach und nach lernen, nebeneinander zu bestehen,
Ohne noch den tiefen Moment zu finden, der sie vereint.

Der öffentliche Raum der Zwänge erfasst jeden für sich.
Der eine dient hier, der andere antwortet dort auf andere Anforderungen,
Der eine beugt sich unter Fristen, der andere unter die Takte des Tages,
Und schon entsteht die Müdigkeit, die sich in den Körpern sammelt,
Nicht im gleichen Rhythmus und nicht unter den gleichen Gestalten.
Jeder kehrt beladen zurück mit einer Welt, die der andere nicht gesehen hat,
Mit einer Sprache, einem Druck, einer Abnutzung, die ihm fremd bleibt.
Das Haus empfängt nicht mehr zwei gemeinsam Zurückgekehrte;
Es nimmt zwei getrennte Rückkünfte auf, zwei Niederschläge der Woche,
Zwei Weisen, unter demselben Dach des Abends zusammenzubrechen.

Dann kommen die Räume der Kompensation und der Wiederaufnahme.
Sie hat ihren Kurs, er seinen Kreis, sie ihre Ausgänge, er seine Spiele,
Sie findet anderswo eine Leichtigkeit, die ihrer Müdigkeit entspricht,
Er sucht in anderen Stimmen die Entspannung, die ihm passt.
Man darf darin nicht zuerst einen Verrat an der Bindung sehen,
Sondern eine allmähliche Umverteilung von Kräften und Zufluchten.
Das Problem ist nicht, dass jeder seinen eigenen Ort hat;
Es ist, dass die gemeinsame Zeit unmerklich aufgezehrt wird
Durch eine Reihe äußerer Zentrierungen außerhalb des Hauses,
Die der Innerlichkeit ihre tröstende Funktion entziehen.

So bildet sich ein Leerlauf, den niemand wirklich entscheidet.
Das Paar besteht weiter, die Gesten bleiben, das Haus steht noch,
Die Einkäufe werden erledigt, die Termine eingehalten, die Mahlzeiten geteilt,
Die Kinder, sofern es welche gibt, ordnen weiterhin die Wochen,
Und alles scheint zu bezeugen, dass keine schwere Bruchstelle vorliegt.
Doch unter dieser Kontinuität wirkt eine andere Wahrheit:

Was einst der Raum war, der die Welt abfederte,
Dämpft sie nur noch unvollkommen – oder gar nicht mehr.
Die Stöße von außen lagern sich nicht mehr in derselben Wärme ab;
Sie umgehen das Intime oder erschöpfen es, noch ehe sie eintreten.

Der Abend wird dann zu einer höchst aufschlussreichen Stunde.
Man kommt heim, spricht ein wenig, setzt sich, isst, räumt auf,
Dann sucht jeder weniger den anderen als seinen eigenen Niederschlag.
Der Bildschirm geht an, das Licht wird gedimmt, der Strom füllt die Lücke,
Nicht als erklärter Feind, sondern als willkommener Dritter.
Das Fernsehen spricht, damit die Stille nicht zu schwer wird,
Die Bilder sichern eine Kontinuität ohne Tiefe,
Und der Schlaf fällt schließlich auf zwei einander nahe Körper,
Während eine fremde Stimme weiterhin den Raum besetzt,
Als wagte das Haus selbst nicht mehr, zu schweigen.

In dieser Szene liegt etwas zutiefst Modernes.
Die Einsamkeit nimmt nicht die Gestalt der Wüste oder der Verlassenheit an,
Sondern die einer sanften, funktionalen, fast zärtlichen Koexistenz,
In der jeder den anderen schont, indem er sich ein wenig von ihm zurückzieht.
Man vermeidet Reibungen, respektiert die Müdigkeiten, arrangiert sich,
Und gerade diese Arrangementform erzeugt eine subtile Entfernung.
Die Gegenüberstellung wird seltener, nicht aus offener Feindseligkeit,
Sondern weil alles dazu beiträgt, sie immer wieder aufzuschieben:
Die Müdigkeit, die Freizeit, die Bildschirme, die Rhythmen, die Gewohnheiten,
Und jene diffuse Furcht, das Ende des Tages noch zu beschweren.

Die Technologie verstärkt diese gedämpfte Trennung noch.
Früher zwang das Lesen im Bett zu einer Aushandlung des Lichts,
Zu einem gemeinsamen Raum, durchzogen von derselben Lampe,
Zu einer wechselseitigen Sichtbarkeit selbst im Rückzug des Buches.
Heute erlaubt der hintergrundbeleuchtete E-Reader vollkommene Autonomie:
Jeder kann sich in sein eigenes inneres Zimmer vertiefen,
Ohne den Schlaf oder die Dunkelheit des anderen zu stören.
Der Fortschritt ist real, der Komfort unbestreitbar, die Störung beseitigt,
Doch in diesem stillen Gewinn schiebt sich eine tiefere Veränderung ein:
Zwei Einsamkeiten lernen, zusammenzuleben, ohne sich noch zu berühren.

Dasselbe gilt für Kopfhörer, mobile Bildschirme,
Für persönliche Ströme, die jeden bis an den Rand des Schlafs begleiten.
Die moderne Welt verteilt jedem sein kleines privates Außen,
Einen Klang, eine Serie, ein Buch, einen Faden, eine Blase,
Dank derer er nahe beim anderen bleiben kann, ohne ihn zu bewohnen.

Das sind keine gewaltsamen Gegenstände und keine alleinigen Ursachen;
Es sind sehr sanfte Vermittlungen, fast immer legitim,
Die Übergriffe vermeiden, Raum bewahren, die Nerven schonen,
Doch zugleich die Kunst vervollkommen, zusammen zu sein, indem man sich zurückzieht,
Als müsste die Intimität fortan die Trennung respektieren.

So kann das Paar zum unauffälligsten Ort des Mangels werden.
Man spricht dort noch, gewiss, man organisiert das gemeinsame Leben,
Man teilt bisweilen eine Mahlzeit, eine Sorge, ein praktisches Vorhaben,
Doch die Tiefe der Bindung misst sich nicht mehr an diesen Austauschen.
Sie misst sich an der Fähigkeit, ohne Bildschirm,
Ohne Dritten, ohne Kompensation, in der bloßen Gegenwart des anderen zu bleiben.
Und gerade diese Zeit wird die seltenste,
Als arbeite die ganze Gesellschaft daran, sie zu reduzieren,
Indem sie Ausgänge, Rhythmen, Ablenkungen vervielfacht,
Und jene Formen der Geselligkeit, die die gemeinsame Dauer verzehren.

Man darf dennoch nicht glauben, dass das Paar abgeschafft sei.
Viele Paare leben so, ohne sichtbares Drama, manchmal sogar glücklich,
Weil sie in dieser Organisation ein praktikables Gleichgewicht gefunden haben.
Die Beziehung besteht nicht immer aus großen Worten oder Geständnissen;
Sie kann sich in bescheidenen Gesten halten, in niedrigen Präsenzen,
In einer dort hingestellten Tasse, einem bereitgelegten Mantel, einem erwarteten Essen,
In einer fast wortlosen Aufmerksamkeit für die Müdigkeit des anderen.
Doch was dabei verloren geht, ist nicht unbedingt die Fürsorge;
Es ist der Raum, in dem die Fürsorge zur Sprache, zum Teilen, zur Gegenseitigkeit werden kann,
Anstatt bloße sanfte Verwaltung zweier nebeneinander liegender Abnutzungen zu bleiben.

Das Phänomen ist noch subtiler in konfliktfreien Paaren.
Dort, wo es weder Schreie noch Bruch noch sichtbaren Verrat gibt,
Schleicht sich die Zweisamkeit in Einsamkeit mit entwaffnender Sanftheit ein.
Man respektiert sich, man lässt einander leben, man verlangt nicht zu viel,
Man schützt den Raum des anderen wie ein kostbares Gut,
Und man beginnt, diese gepflegte Distanz zu sakralisieren,
Bis man vergisst, dass das Intime nicht nur vom Respekt lebt,
Sondern auch vom Teilen, vom gerechten Übergriff, vom eingegangenen Risiko,
Von jener nackteren Nähe, in der man annimmt, getroffen zu werden
Von dem, was im anderen stets über die bloße Koexistenz hinausgeht.

Darum schwinden so viele Paare, ohne einander zu hassen.
Sie werden nicht durch ein einziges, brutales Ereignis zerstört,
Sondern durch eine Summe vernünftiger Vermeidungen erodiert,

Durch Arrangements, die für sich genommen alle klug erscheinen.
Der zu volle Abend, der geplante Ausgang, der eingeschaltete Bildschirm,
Das Bedürfnis, früh zu schlafen, die je eigenen Freizeitformen,
Die Müdigkeit des Tages, die Gewohnheit, den anderen nicht zu stören –
All dies zerstört im Augenblick nichts, nichts Sichtbares,
Und doch zieht sich Woche für Woche, Monat für Monat
Die wirklich geteilte Zeit zurück wie ein sinkendes Wasser.

Hier zeigt sich eine neue Form der Verarmung des Intimen.
Nicht die Abwesenheit von Liebe, nicht ein erklärtes Desaster,
Sondern das Fehlen eines Raumes, in dem Liebe sich noch erproben kann,
Anders als als logistische Solidarität oder ruhige Begleitung.
Das Zuhause füllt sich mit Dispositiven, Rhythmen und Gebräuchen,
Doch es bietet immer weniger jenen inneren Raum,
In dem zwei Existenzen sich ohne vermittelnde Instanz niederlassen können.
So ist die Zweisamkeit in Einsamkeit nicht nur ein privates Unglück;
Sie wird zum Symptom der Weise, wie die Gesellschaft
Die Orte, Zeiten und Funktionen der Präsenz neu verteilt.

Diese Umverteilung lässt sich an den Häusern selbst ablesen.
Die Küchen werden größer als sichtbare Bühnen der Geselligkeit,
Die Wohnräume absorbieren Bildschirme, Ströme, Zirkulationen,
Die Schlafzimmer schrumpfen, mitunter unter Dachschrägen, auf ihre Funktion,
Und selbst das Bett wird weniger zum Ort eines langen Gesprächs
Als zum Ort eines gemeinsamen Sturzes in die Müdigkeit des Abends.
Die Architektur übersetzt hier eine stille Anthropologie:
Man reserviert mehr Raum für die gemeinsame Sichtbarkeit
Als für den Rückzug, in dem zwei Wesen einander gegenüber bleiben könnten,
Als hätte das Intime keinen wirklichen Ort mehr nötig.

Die Zweisamkeit in Einsamkeit ist daher untrennbar von einer größeren Welt.
Sie entsteht aus dem Druck der Normen und der Sättigungen des Tages,
Aus der Vervielfachung äußerer Kompensationsräume,
Aus der Verarmung der Rückzugsorte im Wohnen selbst,
Und aus dem Anwachsen einer vielfältigen, aber wenig tiefen Geselligkeit,
Die überall Kontakte bietet, aber kaum Dauer gewährt.
Das Paar nimmt diese Wirkung wie ein feines Seismograph auf:
Es registriert im gewöhnlichen Leben, was die Gesellschaft hervorbringt,
Wenn sie die Räume sozialer Existenz vervielfacht
Bis zur Gefährdung der Möglichkeit des Intimen selbst.

Es geht hier nicht darum, jede persönliche Autonomie zu verurteilen.
Ein lebendiges Paar ist keine in sich geschlossene Verschmelzung.

Es braucht Atemräume, Umwege, eigene Orte,
Momente, in denen jeder sich außerhalb des Blicks des anderen wiederfindet.
Doch es besteht ein Unterschied zwischen dem Raum, der die Beziehung lüftet,
Und einer allgemeinen Organisation, die sie nach und nach ersetzt.
Wenn getrennte Zeiten zur vorherrschenden Materie werden,
Bleibt das Gemeinsame oft als Form bestehen, nicht aber als Tiefe.
Man wohnt noch zusammen, aber man bewohnt keine gemeinsame Welt mehr;
Man teilt ein Dach, nicht eine wirkliche Innerlichkeit.

Dann entsteht diese sehr gegenwärtige, stille Unruhe:
Wenn der normative öffentliche Raum die Lebenden die ganze Woche abnutzt,
Wenn die Räume der Rückgewinnung sie noch anders zerstreuen,
Und wenn das Zuhause nur noch ihre Wiederherstellung beherbergt,
Wo bildet sich dann noch jener Ort, an dem man mit dem anderen sein kann,
Ohne eine Rolle zu spielen, ohne Kompensation zu konsumieren,
Ohne Bildschirm, ohne Strom, ohne Entlastungsdispositiv?
Wo kann sich Intimität noch niederlassen und vertiefen,
Wenn die Zeit selbst ihr durch tausend Umwege entzogen wird,
Die alle versprechen, die Müdigkeit zu lindern, die sie verlängern?

Hier liegt zweifellos der ernsteste Punkt dieser Entwicklung.
Die Gesellschaft zerstört die Liebesbindung nicht frontal;
Sie umhüllt sie mit einem Geflecht legitimer Vermittlungen,
Die ihre eigene Dichte schwerer zugänglich machen.
Sie trennt die Körper im Raum nicht notwendig,
Doch sie fragmentiert die Zeit, in der ihre Präsenz reifen könnte.
Und diese Fragmentierung, weil sie sanft und vernünftig ist,
Kann lange mit einer bloßen Lebenskunst verwechselt werden.
Dennoch erzeugt sie bisweilen, im Herzen selbst stabiler Paare,
Diese Form weißer Traurigkeit, die die Zweisamkeit in Einsamkeit ist.

So ließe sich der dritte Zug unserer Welt vielleicht so sagen:
Der öffentliche Raum der Zwänge nutzt die Individuen getrennt ab;
Die Räume der Kompensation zentrieren sie jeweils für sich neu;
Und allmählich wird das Intime in seiner eigenen Zeit angegriffen.
Es zerbricht nicht immer, es wird nicht notwendig zerstört,
Doch es erodiert, verengt sich, wird intermittierender.
Aus dieser Abnutzung entsteht eine immer subtilere Koexistenz,
In der zwei Leben verbunden bleiben können, während sie sich allein leben.
Und vielleicht besteht die dringendste Aufgabe nicht darin anzuklagen,
Sondern einen Ort neu zu eröffnen, an dem Präsenz wieder gemeinsam werden kann.

WAS NOCH ZU BEWOHNEN BLEIBT

Es genügt jedoch weder anzuklagen noch zu beklagen.
Die Welt lässt sich nicht denken durch den bloßen Gegensatz
Zwischen einer dichtereren Vergangenheit und einer entleerten Gegenwart.
Etwas bleibt noch, ärmer, aber wahrer,
Unter den Schichten von Lärm, Kontrolle und Kompensation,
Wie eine niedrige Glut, die der Wind nicht ergriffen hat,
Wie ein winziger Ort am Rand der großen Straßen,
Wo das Sein für einen Augenblick aufhört, sich zu verteilen
Zwischen Rollen, Strömen, Bildschirmen und Rhythmen,
Und eine Präsenz wiederfindet, die nicht erscheinen muss.

Dieser Ort ist nicht im Voraus durch die Architektur gegeben.
Er fällt nicht notwendig mit dem ganzen Haus zusammen,
Nicht einmal mit dem engen Zimmer unter seiner nächtlichen Schräge.
Er kann entstehen in einer Ecke, auf einem Tisch, an einem Fenster,
In der Weise, wie der Morgen ohne Ordnung zurückkehrt,
Im Schweigen eines Gartens vor dem ersten Auto,
Im verhaltenen Schritt eines Wesens, das nichts erwartet,
In einem dort liegenden Brot, in einer sehr niedrigen Lampe,
In einem einfachen Wort, endlich vom Dekor befreit,
Als würde der Ort aus der Qualität des Seins hervorgehen.

Denn wohnen heißt nicht nur, ein Dach zu besitzen.
Wohnen heißt, die Welt ein wenig aufhören zu lassen
Als Maschine des Dienens, der Zirkulation und des Gebrauchs,
Um zum Raum selbst einer empfangenen Präsenz zu werden.
Solange man dient, solange man bedient wird, solange man kompensiert,
Durchquert man die Orte, ohne sie wirklich sich selbst zurückzugeben.
Man konsumiert dort Ruhe, Vergnügen oder Vergessen;
Man verweilt nicht in der Geduld des Sichtbaren.
Wohnen beginnt dort, wo die Geste aufhört zu nutzen
Und einwilligt, das Unvorgesehene zu empfangen.

Vielleicht widerstehen deshalb die ärmsten Orte.
Ein Garten ohne Prestige, ein etwas später Walnussbaum,
Einige Narzissen am Fuß einer feuchten Schiefermauer,
Eine Amsel auf der Höhe eines Astes,
Eine Bank, ein Stück Himmel zwischen zwei sehr einfachen Dächern –
All dies bildet weniger ein Dekor als eine Verfügbarkeit.

Niemand ist dort König, niemand Kunde, niemand befiehlt.
Die Welt schmeichelt dort nicht dem Ich, um es zu zentrieren;
Sie bietet nur ihre Präsenz ohne geleisteten Dienst,
Und diese Unentgeltlichkeit macht die Seele tiefer als glücklich.

Die Amsel vor allem lehrt etwas sehr Vergessenes.
Sie kündigt den Tag nicht an wie der triumphierende Hahn;
Sie eröffnet nicht die Szene eines beginnenden Reiches.
Sie bewohnt die Morgendämmerung, das heißt jene sehr arme Zeit,
In der die Nacht sich noch nicht ganz aus der Welt zurückgezogen hat,
In der das Licht noch nichts besitzt von dem, was es berührt,
In der alles in der Schwebe bleibt zwischen Rückzug und Ankunft.
Ihr Gesang ist keine Verkündigung, sondern eine Wache,
Eine Weise, den Raum zu öffnen, ohne ihn zu füllen,
Als hieße Wohnen: kommen lassen, ohne zu greifen.

So verhält es sich auch mit gewissen Stille zwischen zwei Wesen.
Das Paar wird sich nicht durch bloßes Sprechen retten,
Noch durch eine naive Rückkehr zu alten Formen der Einheit.
Doch vielleicht gibt es noch jene niedrigen Minuten,
In denen zwei Präsenzen endlich aufhören, einander zu umkreisen,
Nicht um alles zu lösen, was sich in ihnen abgenutzt hat,
Sondern um ohne Dritten in einer gleichen schwachen Klarheit zu bleiben.
Eine gereichte Tasse, ein vom Buch erhobener Blick,
Ein Fernseher, der länger als gestern ausgeschaltet bleibt,
Und schon beginnt das Intime neu in dieser leichten Öffnung.

Man darf diese kleinen Gesten nicht verachten.
Die moderne Welt verschlingt weniger durch große Katastrophen
Als durch die Vervielfachung beinahe unsichtbarer Abnutzungen.
Was ihr widerstehen kann, hat daher nicht immer großen Glanz.
Eine am Abend geschlossene Tür, ein langsamerer Schritt,
Ein Mahl, bei dem das Telefon endlich schweigt,
Ein Stück Brot, gebrochen ohne anderen Lärm als den Händen,
Ein Wort, das nicht informiert, sondern die Müdigkeit erreicht –
All dies erscheint schwach gegenüber den massiven Dispositiven,
Und doch ist es dort, dass das Wohnen wieder Atem gewinnt.

Im Haus gibt es noch ungewisse Orte.
Die vergrößerte Küche kann eine leere Bühne bleiben,
Doch sie kann wieder Tisch und Nähe werden,
Wenn man dort ohne Selbstinszenierung verweilt.
Der von Bildschirmen gesättigte Wohnraum kann ein Durchgang sein,

Doch er kann wieder zum Raum des gemeinsamen Hörens werden,
Wenn man ihm eine Zone entzieht, die dem Strom entzogen ist.
Selbst das enge Zimmer, selbst auf bloße Ruhe reduziert,
Kann die Dichte eines inneren Schutzraums wiederfinden,
Wenn der Schlaf nicht die einzige Weise des Zusammenseins ist.

Wohnen setzt dann eine sehr diskrete Wiedergewinnung voraus.
Nicht erobern, wie man sich ein Gebiet aneignet,
Sondern einige Stunden dem Regime der Funktionen entziehen.
Dem Tag sein Recht auf den ganzen Abend entziehen,
Den Bildschirmen ihre Herrschaft über die letzten Stunden nehmen,
Den Ausgängen ihr Monopol auf die Entlastung entziehen,
Dem Außen seinen Anspruch nehmen, alles zu zentrieren,
Und dem Innen nicht seine frühere Größe vielleicht zurückgeben,
Sondern eine neue Fähigkeit, das Wenige zu empfangen,
Als müsste das Zuhause sich im Stillen neu errichten.

Dieses Wenige ist nicht nichts. Es besitzt sogar eine eigene Kraft.
Denn es kommt nicht, um das Individuum in seinem Bild zu schmeicheln,
Wie es so viele Orte der modernen Geselligkeit tun.
Es verspricht nicht, endlich das Zentrum der Welt zu sein.
Es verlangt vielmehr, diesen Anspruch aufzugeben.
Im Heiligtum – wenn dieses Wort noch einen Sinn behalten soll –
Herrscht niemand, kompensiert niemand, stellt sich niemand zur Schau.
Man tritt dort weniger ein, um seinen verlorenen Platz zurückzugewinnen,
Als um einzuwilligen, nur eine Präsenz unter anderen zu sein,
Unter einem Baum, bei einem Vogel, im Hören auf das sehr Einfache.

Deshalb wirkt die Natur dort nicht als Erlösung.
Der Walnussbaum tröstet nicht durch eine magische Güte,
Die Amsel erlöst nicht die Gewalten des Jahrhunderts,
Der Schiefer spricht nicht wie ein wohlwollendes Orakel.
Das Tragische bleibt unvermindert um diese Figuren,
Und selbst im Herzen dieser Orte bleibt der Verlust möglich.
Doch etwas verändert sich in der Weise zu sein:
Die Welt wird nicht mehr auf Gebrauch oder Bedrohung reduziert;
Sie wird wieder, für einen Augenblick, das, vor dem man steht,
Ohne es sogleich beherrschen oder vergessen zu wollen.

Man müsste auch sagen, was das Wohnen vor der Zeit bewahrt.
In den öffentlichen Räumen von Zwang und Kompensation
Ist die Zeit überall zerschnitten, ausgerichtet, finalisiert:
Arbeitsstunden, Wegezeiten, Ausgehzeiten,

Dauer des Dienstes, Reservierung, Ende der Sitzung –
Alles vergeht und ordnet sich nach einer Ökonomie des Flusses.
Doch in einem wahrhaft bewohnten Ort verlangsamt sich die Zeit,
Ohne deshalb leer oder unlebbar zu werden.
Sie gewinnt eine Dichte zurück, die nicht mehr die des Programms ist,
Sondern die einer Präsenz, die einwilligt, nichts zu produzieren.

Diese Verlangsamung ist kostbar, weil sie möglich macht,
Was die Sättigung der Tage beinahe undenkbar gemacht hatte:
Ein Denken, das nicht reagiert, ein Wort, das nicht funktioniert,
Ein Gedächtnis, das nicht bloß Archiv der Aufgaben ist,
Ein Blick, der nicht über die verfügbaren Oberflächen gleitet.
Wohnen heißt hier: die Tiefe zurückkehren lassen,
Nicht als großen, spektakulären und feierlichen Abgrund,
Sondern als die diskrete Dichte des begegneten Wirklichen.
Die Welt wird dort nicht einfacher, sondern näher;
Das Leben wird nicht leichter, sondern gegenwärtiger.

Vielleicht kann sich dann eine andere Geselligkeit wieder öffnen.
Nicht mehr die der organisierten Kompensationsorte,
Noch die normierte der öffentlichen Räume der Zirkulation,
Sondern eine ärmere und weniger eilende Geselligkeit,
Bestehend aus Nachbarschaft, Präsenz, weniger gezählten Zeiten,
Aus Begegnungen, die weder Glanz noch Ertrag suchen.
Ein Wort im Garten, ein Kaffee ohne Inszenierung,
Eine stille Hilfe, ein gemeinsames Schweigen ohne Unbehagen,
So viele schwache Formen, heute beinahe bedroht,
Durch die hindurch die Verbindung bisweilen ihre Tiefe wiederfindet.

Was zu bewohnen bleibt, liegt also nicht außerhalb der Welt.
Es ist weder absolute Verbannung noch Flucht noch reiner Traum.
Es ist die Ausnahme im Innern der Welt der Dispositive,
Die Fuge, durch die das Sein noch ohne Funktion atmet.
Es bedarf wenig dazu, und vielleicht ist es das Wesentliche:
Ein Stück Erde, ein wenig Zeit, eine niedrige Treue,
Die Weigerung, alles der Arbeit oder dem Spektakel zu überlassen,
Der stille Wille, die Tage nicht alles nehmen zu lassen.
Dieses Wenige erscheint winzig im Maßstab der Systeme,
Und doch hängt oft von ihm noch der Sinn ab.

So ließe sich der letzte Zug unserer Welt vielleicht so sagen:
Selbst angegriffen, gesättigt, zerstreut, von Erosion bedroht,
Ist das Wohnen für die Lebenden nicht ganz verloren.

Es hält sich nicht mehr in den gesicherten Formen von einst;
Es überlebt in Nischen, in Lichtungen, in sehr armen Gesten,
In unspektakulären Orten, wo niemand erscheinen will,
Wo man für einen Augenblick aufhört zu dienen und bedient zu werden,
Wo die Präsenz wieder wirklicher wird als die Funktion.
Und vielleicht genügt es, um der geregelten Welt zu widerstehen,
Zu lernen, so die Morgendämmerung zu bewohnen – wie die Amsel.

NEBEL AUF EINER BANK

Im öffentlichen Garten, wo sich die Wege kreuzen,
Nimmt eine dunkle Holzbank zwei nahe Körper auf,
Dort gesetzt, als lege man zwei Gegenstände in denselben Rahmen,
Im Blickfeld, doch ohne jede Anrede.
Der Morgen ist vergangen, der Abend noch nicht gekommen,
Und die Stunde schwebt zwischen zwei Nutzungen ohne Notwendigkeit.
Ringsum halten die Bäume ihr Schweigen ohne Mühe,
Die Blätter verlangen nichts, die Steine ebenso wenig,
Und die Welt scheint für einen Augenblick schweigen zu können,
Doch etwas verhindert bereits, dass der Ort geschieht.

Er hält ein geöffnetes Buch wie eine kleine Kammer,
In die er sich zurückgezogen hat, ohne die Bank zu verlassen.
Die Seiten bilden eine Wand sicherer als Mauern,
Und jede Zeile trägt ihn aus der gemeinsamen Szene hinaus.
Sie, zum kalten Licht ihres Bildschirms geneigt,
Lässt ihren Daumen über eine weltlose Oberfläche gleiten.
Gesichter, Worte, Bilder ziehen vorbei ohne Gewicht,
Wie ein sehr feiner Regen, der niemals benetzt.
Zwei Gesten, zwei Richtungen, zwei tätige Abwesenheiten,
Und schon hört der Raum zwischen ihnen auf, geteilt zu sein.

Der Nebel fällt nicht vom Himmel wie ein Regen.
Er entsteht zuerst zwischen den Körpern, kaum wahrnehmbar,
Wie ein langsamer Hauch aus zwei Rückzügen.
Er unterbricht nichts, erzwingt keine Bewegung,
Er dringt ein, verdichtet sich, nimmt lautlos Platz,
Und bald wird die kürzeste Distanz undurchsichtig.
Die Bank bleibt, der Park bleibt, die Bäume auch,
Doch was von einem zum anderen übergehen könnte, löst sich auf,
Als verweigere selbst die Luft die Zirkulation
Und halte in ihrem Schleier jeden Ansatz von Verbindung zurück.

Sie streiten nicht, sie wenden sich nicht ab,
Sie schließen keine Tür und zerbrechen kein Wort.
Nichts zeigt hier eine Trennung oder ein Drama an,
Außer dieser Weise, gegenwärtig zu sein, ohne sich zu begegnen.
Die Ruhe ist vollständig, beinahe untadelig,
Und man könnte an einen wohlgeordneten Frieden glauben,

Wenn man nicht in dieser selben Unbewegtheit spürte,
Dass etwas fehlt, ohne sich je anzukündigen,
Wie ein Wort, das zu lange im Hals zurückgehalten wird,
Oder eine Hand, die ihre Richtung nicht gefunden hat.

Der Garten jedoch verlangt nur danach, bewohnt zu werden.
Die Wege öffnen sich, die Bänke warten, die Zweige wachen,
Das Licht gleitet, ohne den Dingen sein Gesetz aufzuzwingen,
Und die Luft trägt anderswo noch einfache Stimmen.
Doch hier findet die Welt keinen Halt,
Als würde sie durch zwei verbundene Abwesenheiten auf Abstand gehalten.
Nicht dass einer von beiden sie bewusst verweigerte,
Doch jeder hat sie bereits gegen ein sichereres Anderswo eingetauscht,
Ein Innen ohne Risiko, ein Außen ohne Dichte,
Und der Ort löst sich auf, weil er nicht empfangen wird.

Das Buch, das er liest, ist kein Feind der Welt.
Es wurde geschrieben, um zu öffnen, nicht um zu verschließen.
Doch hier wird es zum Rückzugsort statt zum Durchgang,
Eine Weise, sich zu halten, ohne antworten zu müssen.
Das Telefon, das sie hält, ist kein Fehler an sich,
Es verbindet, informiert, beschäftigt und beruhigt,
Doch in dieser Szene lenkt es den Blick ab,
Es installiert ein Anderswo, das genügt, die Zeit zu füllen,
Und beide verlagern, ohne es zu wollen, ihre Präsenz
In Welten, die sich nicht berühren.

Der Nebel verdichtet sich, ohne seine Natur zu ändern.
Er ist nicht feindlich, er schneidet nicht abrupt,
Er macht nur unscharf, was sich sagen könnte,
Er absorbiert die Gesten, bevor sie sich bilden.
Man sieht noch die Umrisse, man ahnt die Bewegungen,
Doch die Klarheit der Verbindung hat den Ort verlassen.
Es bedürfte doch so wenig, um ihn zu zerreißen,
Ein erhobener Blick, ein sehr einfaches Wort, ein geteilter Atem,
Doch dieses Wenige geschieht nicht, wie noch diesseits gehalten,
Und der Augenblick vergeht, ohne bewohnt worden zu sein.

Auf der Lehne der Bank hat sich eine Amsel niedergelassen.
Sie nimmt nicht an der Szene teil, sie kommentiert sie nicht.
In ihrem Körper hält sie das Maß einer anderen Zeit,
In der das Sein sich nicht in tausend Richtungen teilt.
Ihr gelber Schnabel durchschneidet das Halbdunkel, ohne es zu verleugnen,

Und ihr Blick sucht weder Zentrum noch Anerkennung.
Sie erwartet nichts von ihnen, verlangt keine Geste,
Sie ist einfach da, in der Genauigkeit ihrer Präsenz,
Wie eine stille Erinnerung an eine noch offene Welt,
Die kein Bildschirm vollständig überdecken kann.

Ihr Gesang, wenn er käme, würde die Leere nicht füllen.
Er hätte nicht die Kraft, den Nebel aufzuheben,
Doch er würde vielleicht seine Leichtigkeit zeigen.
Er würde nicht sagen: kehrt zurück, er würde nicht sagen: seht,
Er würde nur einen weiteren Raum öffnen,
In dem die Trennung für einen Augenblick ihre Evidenz verlöre.
Doch der Gesang kommt nicht, oder wird nicht gehört,
Selbst gefangen in der Dichte dieses Nicht-Ortes,
Und die Amsel bleibt wie eine reine Möglichkeit,
Ohne Wirkung auf die Gesten, die sich fortsetzen.

Die Bank unter ihnen bewahrt die Erinnerung an Begegnungen.
Andere haben dort gegessen, andere haben dort gesprochen,
Hände haben sich gesucht, Stimmen haben sich gewagt,
Und das Holz trägt noch diese unsichtbaren Spuren.
Doch heute trägt es zwei parallele Abwesenheiten,
Zwei Präsenzen, die sich nicht erreichen.
Es kann nichts auferlegen, es kann nichts erinnern,
Als nur diese sanfte Härte der Materie,
Die alles aufnimmt, ohne zu urteilen, was sich dort ereignet,
Und der Zeit überlässt, die Bindungen zu knüpfen oder zu lösen.

Ringsum gehen Menschen vorbei, ohne wirklich zu sehen.
Jeder ist in seinen eigenen Faden, seine eigene Geschwindigkeit verstrickt,
Und die Bank ist nur ein Punkt unter anderen im Park.
Niemand hält an, niemand bemerkt,
Dass der Nebel hier dichter ist als anderswo,
Dass selbst die Luft zu zögern scheint, zu zirkulieren.
Die Szene ist zu gewöhnlich, um die Blicke zu alarmieren,
Zu ruhig, um zum Ereignis zu werden,
Und vielleicht liegt gerade darin ihre tiefste Wahrheit:
Die moderne Trennung braucht keinen Lärm.

Die Zeit gleitet über sie hinweg, ohne sich festzuhalten.
Die Seiten wenden sich, die Bilder ziehen vorüber,
Der Tag sinkt um einen kaum wahrnehmbaren Ton,
Und nichts markiert wirklich diesen Übergang.

Es gibt weder Anfang noch Ende dieses Augenblicks,
Nur eine Dauer, die sich nirgends einschreibt.
Man könnte lange dort bleiben, ohne etwas zu verändern,
Und genau das ist es, was am meisten beunruhigt:
Dass nichts zwingt, diese Koexistenz zu verlassen,
Dass alles erlaubt, sich schmerzlos darin einzurichten.

Doch unter dieser gehaltenen Oberfläche beharrt etwas.
Nicht als schreiender Mangel oder brutale Dringlichkeit,
Sondern als leichter Widerstand des Wirklichen.
Die Welt lässt sich dennoch nicht vollständig reduzieren
Auf diese getrennten Nutzungen, die sie durchqueren, ohne sie zu sehen.
Sie wartet, ohne zu verlangen, dass ein Blick sich hebt,
Dass eine Geste ihre Funktion verlässt, um Anrede zu werden,
Dass ein Wort sich vom Strom löst, um den anderen zu berühren,
Und dieses stumme Warten arbeitet den Ort im Stillen,
Wie eine Tiefe, die sich weigert zu verschwinden.

Vielleicht genügte dann fast ein unsichtbares Weniges.
Das Buch schließen, ohne es zu verwerfen,
Das Telefon ablegen, ohne es zu verurteilen,
Den Blick auf die Präsenz des anderen einstellen,
Annehmen, dass die Stille kein zu füllendes Leere ist,
Sondern eine Öffnung, in der etwas entstehen kann.
Der Nebel würde sich nicht auf einmal auflösen,
Er würde nur weichen, wie ein leichter Schleier,
Und schon würde der Raum der Bank wieder Durchgang werden,
Möglicher Ort einer nicht geplanten Begegnung.

Doch diese Geste geschieht nicht, zumindest noch nicht.
Das Buch bleibt geöffnet, der Bildschirm bleibt eingeschaltet,
Die Amsel wartet, ohne zu warten, und der Nebel hält an.
Nichts zwingt die Szene, sich zu verwandeln,
Nichts bricht das Gleichgewicht dieser sanften Trennung,
Und die Welt setzt ihren Lauf fort ohne wirklichen Zeugen.
Die Bank bleibt dort, dargeboten, verfügbar, unversehrt,
Wie eine Schwelle, die man überschreiten kann, ohne sie zu sehen,
Und der Augenblick entfernt sich, ohne durchschritten worden zu sein,
Und lässt eine unvollendete Präsenz zurück.

So zeigt sich im Herzen selbst der Orte der Zerstreuung
Diese diskrete Gestalt der Zweisamkeit in Einsamkeit.
Nicht die Abwesenheit des anderen, sondern sein Unvollzug,

Nicht der Bruch, sondern die Unmöglichkeit, sich zu erreichen,
Nicht die Wüste, sondern ein Nebel zwischen zwei Präsenzen.
Und dem gegenüber ist nichts Heroisches gefordert,
Nur eine einfache, beinahe lächerliche Geste,
Die der Welt ihre Fähigkeit zurückgäbe, geteilt zu werden.
Doch solange diese Geste in der Schwebe bleibt,
Bewohnt allein die Amsel die Bank in voller Weise.